

Erinnern wir uns hier an jene Tage um Mitte März, als es auf akademischem Boden zu wilden Gärungsprozessen gekommen war, nachdem unser Wissenschaftsminister seine Ambitionen verkündet hatte, die Studenten in Hinblick kostensparender an die Kandare nehmen zu wollen.

In Zeiten wie diesen, wo eklatante Budgetknappheit der Regierung im Nacken sitzt, ist äußerste Sparsamkeit „zumindest angesagt“. Als das fiskalische Füllhorn noch spendierfreudiger war, kamen auch die Studenten nicht zu kurz.

In einem Anfall von bildungspolitischen Überschwang wurden sie zu „Anspruchsberechtigten“ erklärt – mit Anspruch auf Fortzahlung der Familienbeihilfe bis zum 25. bzw. 27. Lebensjahr, Freifahrt auf öffentlichen Verkehrsmitteln, Vergünstigungen bei Telefon- und Fernsehgebühren, Stipendien im Falle sozialer Schlagseite u.a.m. Hinzu kommt noch der fast uneingeschränkte Zugang zu den Universitäten.

Nur die Studienplatzbewerber an Hochschulen für Musik, darstellende oder bildende Künste haben es etwas schwerer, weil sie außer Schulzeugnissen ein entsprechendes Talent vorweisen müssen. Das Türschild „Quästur“ an irgendeinem Rektoratszimmer, wo man früher bei Semesterbeginn seine Studiengebühren zu berappen hatte, scheint nur noch historische Bedeutung zu haben. Wie überall, wird auch auf dem Bildungssektor das Anspruchsdenken fleißig in die Tat umgesetzt.

Das soll nun, weil es zu Fehlentwicklungen kommt, bald anders werden, zumal rund 20 % unserer Studiosi sich zwar als solche bezeichnen und Vorteile lukrieren, ansonsten aber in Hörsälen und bei Prüfungen kaum anzutreffen sind. Die geplanten Neuregelungen, besonders bei der Familienbeihilfe, sehen Leistungsnachweise in Form von Prüfungserfolgen vor. Auch die Zahl der möglichen Prüfungswiederholungen soll merklich reduziert werden. Stipendienempfänger dürfen durch Ferienjobs nur noch in begrenztem Ausmaß einem Nebenverdienst nachgehen. Das Ende solcher paradiesisch anmutenden Zustände scheint sich anzubahnen.

Getreu dem Wort von Bruno Kreisky, wonach sich niemand gern wohlverworbene Rechte wegnehmen lassen will, erhob sich im ganzen Lande alsbald großes Wehgeschrei. Am lautesten bei einigen Funktionären der Hochschülerschaft, die – auf der Suche nach Erfolgserlebnissen – das Vorpreschen des Wissenschaftsministers mit probaten Druckmitteln einzubremsen versuchten – durch eine „Aktionswoche“, durch Protestmärsche mit dazugehörigen Transparenten, Vorlesungstreiks, Resolutionen gegen den „Sozialabbau“ und ähnliche einfallsreiche Formen des Widerstandes. Auch die drückende Raumnot an den Universitäten kam klarerweise gleich mit aufs Tapet. Selbst einige Lehrkörperteile ließen sich zum Mitmachen ermuntern.

Noch sind die Dinge nicht ausgestritten, obgleich die Kampfeslust inzwischen etwas abgeflaut ist. Schließlich steckt Österreich momentan in einem Wahlkampf, und da schiebt man die Schüssel mit dem heißen Brei gern ein wenig beiseite, zum Auskühlen.

Für die Sorgen und Nöte der heutigen Studentengeneration kann man durchaus Verständnis aufbringen, sofern diese wirklich lebensentscheidend sind. Jedoch könnte es bestimmt nicht schaden, wenn sich unsere Jungen von den älteren Hochschulabsolventen einmal darüber informieren ließen, unter welchen widrigen Umständen und Bedingungen man „damals“ studiert und es trotzdem „zu etwas“ gebracht hatte.

Einem ordentlichen Studium ernsthaft zu obliegen, ist eigentlich nie ein Honiglecken gewesen, wenn auch gewisse Akademikergesänge über „Alt-Heidelberg-Romantik“, „Burschenherrlichkeit“ oder „Student sein in Graz“ das Gegenteil behaupten. Die beste Voraussetzung für den Genuß der darin besungenen Annehmlichkeiten wäre ein begütertes Elternhaus gewesen, das eine ansprechende Apapage zur Verfügung stellen konnte. Doch welcher Student besaß in der Zeit nach den verlustreichen Weltkriegen solch einen finanziellen Rückhalt? Vom Begriff „Bettelstudent“ zeugt zwar nur eine Operette, aber die meisten von uns Ehemaligen krebsten jahrelang am Rande des Existenzminimums herum – weniger von einem saftigen Schweinsbraten genährt als



von der Hoffnung, daß es einmal besser werden müßte. Und letztlich ja auch wurde.

Innerhalb der Universitätsmauern herrschten schon damals ähnliche Verhältnisse wie heute. Übervolle Hörsäle, Mathematikvorlesung ohne Operngucker und feinstem Gehör zwecklos, wenn man im Audi-Max in 30 Metern Entfernung von der Tafel hinten auf einem Fensterbrett hockte oder auf einem Heizungs radiator. Schlangenstehen vor dem Übungsraum für Darstellende Geometrie, um einen Platz zu ergattern, lange bevor der Hahn zum dritten Mal gekräht hatte. Dann das ständige Bemühen, sich gegen besserwisserische Assistenten und übelnehmende Prüfer durchzusetzen. Die noch nicht erfundenen Kopiergeräte, ohne die heute nichts geht, mußten handschriftlich durch Kohlepapier ersetzt werden. Das Mittagessen in der Mensa erfüllte jeden Halbwegs-Feinschmecker eher mit Grausen als mit Nahrung. Und so weiter und so fort.

Außerhalb des Universitätsgeländes wurde seinerzeit mehr abverlangt als heute, besonders, wenn der elterliche Monatswechsel bei aller Sparsamkeit nicht reichte. Oder wenn man als „Werkstudent“ für eine Stunde Arbeit gerade den Gegenwert für eine Gulaschsuppe plus Semmel erwirtschaften konnte. Staatliche Förderungen waren mangels Masse nicht zu kassieren gewesen. Studentenheime, heute sehr gesucht und beliebt, gab es zu unserer Zeit kaum. Die Mitglied-

schaft bei einer Korporation bot zwar eine gewisse Geborgenheit, zog aber Verpflichtungen nach sich. Wer bei der Wohnungssuche an eine relativ junge, verständnisvolle und gar alleinstehende Vermieterin geriet und mit ihr ein sogenanntes „Bratkartoffel-Verhältnis“ aufziehen konnte, war fein heraus und konnte seinem Glück dankbar sein. Aber auch ältere Witwen zeigten sich gottlob fürsorglicher als heute, da sie in mehr oder weniger geräumigen Altwohnungen hocken und ihr Alleinsein bejammern, statt einem Studenten oder einer Studentin eine preiswerte Bleibe zu bieten und sich damit etwas mehr Leben ins Leben zu holen.

Sich eine fixe Freundin leisten und unterhalten zu können, war in vielen Fällen nicht drin. Einer lockeren Zweierbeziehung stand der damalige Sittenkodex als Hemmschwelle entgegen. Der Rückgriff auf die „filia hospitalis“ konnte sich als segensreich erweisen, wie der Schreiber dieses Artikels seit nunmehr 35 Jahren ehelich erfahren darf. Aber im Normalfall war es um die Studentenliebe in jener Zeit eher schlecht bestellt gewesen. Nicht nur aus materiellen Gründen, vielfach auch als Mangel an Gelegenheit, weil das Umfeld einer vornehmlich von Männern dominierten Technischen Hochschule vielerorts als sexuelles Notstandsgebiet ausgewiesen war.

Zum Schluß ein wohlgemeinter Rat an unsere heutige Studentenschaft beiderlei Geschlechts: Nicht gleich verzagen, wenn Vater Staat ein wenig am Überlaufventil herumdrehen will. Ein Spielraum für nützliche Eigeninitiativen bleibt trotzdem. Wir Senioren sind ja auch damit fertig geworden und haben dennoch jede noch so schmale Gelegenheit für ein frohgestimmtes „gaudeamus igitur“ auszukosten gewußt. Es sind die Erinnerungen, die man sich in der Jugendzeit schaffen muß – damit man sie hat, wenn man sie braucht.

Manfred Seiffert



# ÖSD SEMINARE

## Vorschau Termine Herbst 1992

24.–25.9.92

**Trennung, Wiederverwertung und Deponierung von Baurestmassen**  
Brezovich, List, Müllner, Steinmaurer

29.–30.9.92

**Einführung in die Hausverwaltung**  
Heindl, Popper

14.10.92 bis 16.10.92

**Juristische Grundkenntnisse für Führungskräfte**  
Csoklich, Petrovic, Schima

20.10.92

**Aktuelles Wasserrecht**  
Donninger, Flögl, Oberleitner

29.10.92

**Das Wiener Wohnbauförderungs- und Wohnhaussanierungsgesetz**  
Heindl, Maisel

**Rufen Sie uns an:  
Telefon: (0222) 797 89-510**

**Wir senden Ihnen gerne näheres Informationsmaterial zu und beraten Sie persönlich.**

ÖSD SEMINARE, Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei  
A-1037 Wien, Rennweg 12a, Fax: 797 89-602